

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

139 (18.6.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 44

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 44. Karlsruhe, Dienstag den 18. Juni 1912. 32. Jahrgang.

**Inhalt der Nr. 44:**  
Ein warmes Nest. — Das Kollardsystem. — Mertei. — Für unsere Frauen.

## Ein warmes Nest.

Kaver Döhler war der Lehrer. Er lebte mit seiner Familie im Wochhaus, das früher am Dorfbach gestanden hatte. Heute nahm das Wasser einen anderen Lauf, die schandvolle Krümmung war versickert. Darum wurde das Wochhaus notdürftig ausgebaut und für den Lehrer des Ortes eingerichtet. Diese Gütte lag einen Fuß tiefer als all anderen Häuser, und die Feuchtigkeit sah man ihr von außen an. An den Wänden hing es wie ein Nebel, das tiefend festgemacht und wie zum Trocknen kam.

An den kleinen Fenstern sah man immer einige Köpfe der Lehrerskinder. Sie rieben sich die Nasen und die Lippen am Glase, dann sahen sie den so entzündeten Rauch mit den Fingern auseinander. Es forment sich Buchstaben, Köpfe, Mäuse und Katzen. Aus dem Elefant wurde nie etwas, die Kinder mochten sich anstrengen so viel sie wollten, er sah nur lächerlich aus. Die dreizehnjährige Magd sah diese Dinge ungern, denn sie glaubte, für die Sauberkeit der Scheiben verantwortlich zu sein. So konnte man zuweilen hinter den Fenstern sehen, wie sie den Mistfätern Ohrfeigen verabreichte, die aber nicht wirkten. Die Kleinen schufen jeden Tag von neuem ihre Abdrücke.

Frau Döhler ließ die Kinder gewähren. Etwas mußten sie treiben, das ihnen Freude machte. Und dieses Spiel war nicht das übelste, es war weniger geräuschvoll als andere. Das konnte sie nicht ertragen, sie erschrak, wenn sich in der hausfälligen Gütte etwas rührte, und ein lautes Wort tat ihr wehe. Sie sah aus, als hätte die Feuchtigkeit des Hauses alle Wärme aus ihr ausgezogen. So blutlos war sie. Da es sie immer froh, so hatte sie die Schultern mit einem dicken schwarzen Tuch bedeckt. Wenn jemand mit ihr sprach, so zog sie dieses Tuch in die Länge, um ihre ängstliche Gestalt darin zu verbergen. Wenn die Magd sie mit ihrem heftigen Zureden anredete, dann knüllte Frau Döhler den Saal über der Brust zusammen. Nur wenn der Lehrer heim kam, wich die Scheu von ihr. Mit lächelndem Gesicht trat sie ihm entgegen, hing seinen Hut und den Mantel auf und stellte ihm die Kinder hin, damit er sich an ihnen freute.

„Dorothea,“ sagte einmal der Lehrer zu seiner Frau, „was sagst du? Wir bekommen eine andere Wohnung, sie ist in der Schreiberei am Markt, im dritten Stod. Diese neue Wohnung ist groß und nicht feucht.“

„Welch ein Glück,“ erwiderte sie, „in zwölf Jahren einmal ein warmes Nest.“ Ihr Gesicht belebte sich von Sehnsucht.

Der Lehrer war betroffen von dieser froh zitternden Stimme seines Weibes. Und es fiel ihm auf, daß sie ihr Tuch fast zur Erde fallen ließ. Er konnte ihr nichts antworten, sondern lief in sein Zimmer und nahm die hundert Hefte vor, die er durchlesen mußte. Aber er dachte gar nicht daran. Er hätte weinen mögen, so hatte ihn die Stimme seiner Frau gerührt. Was war er für ein Mann, daß er sein Weib in diese elende kalte Gütte sperre, daß er sich nicht heftig dagegen gewehrt hatte, alle die Jahre! Er war trauriger daran als der Tagelöhner, der auszog, wenn es ihm nicht gefiel. Aber anstatt seiner gab es viele Lehrer, die gern ins Wochhaus gezogen wären. Er erinnerte sich der Gesichter all der Leute, die darein zu reden hatten, wo der Lehrer wohnen mußte. Wie man ihn zurückwies, als er die Befürchtung aussprach, daß diese Wohnung für die Gesundheit der Seinen schädlich werden könne. Er dachte an Dorothea, wie sie noch im bäterlichen Förstereihause wirtschaftete, und an die Abende, die ein enger Kreis feitzerr Menschen gelebte. In dem gemüthlichen Kachelofen knisterte das dicke Holz des Waldes und wärmte die Wände, den Boden und die Stubenluft duftend an. Es war

als hätte das auch die Herzen der Menschen erwärmt, denn sie waren dort anders als hierzulande.

Der Lehrer sah sich in seiner Stube um. Da stand ein spärliches Bauwerk, das ein Ofen war. Er strömte auf ein paar Schritte Hige aus, aber er hatte nicht die Kraft, den alten Dunst der Wände aufzusaugen. Wo man die Hige hinstellte, mußte man Teppiche hinlegen, damit einem die Beine nicht erstarren. Und doch bauten die Fabriken zweckmäßige Ofen, nur für die Lehrerswohnung genügt ein alter, der fürs Rathaus zuschlecht geworden war.

Bei solchen Gedanken wurde Kaver Döhler unwillig. Er warf die Hefte durcheinander, als hätten die etwas dazu tun können, daß die Dinge so gekommen waren. Er stand auf, ging ins Schlafzimmer und suchte dort den Spiegel, um den er sich die ganze Zeit nicht gekümmert hatte. Freilich, da sah er, wie hager er geworden war. Kein Mensch konnte in einer Esszimmer Zeit ansetzen. Seine Koden hingen an ihm herunter, als wären sie es so lange überdrüssig, nach allen Richtungen auszuhängen. Der Lehrer fuhr in die Haare hinein, damit sein Kopf voller wurde. So hatte er einmal ausgegeben, frisch, nicht zerzaust und vorgebeugt, als müsse er sich zusammenrollen um Wärme zu behalten.

Nun wanderte er in den Zimmern weiter. Seine Frau fand er in einem kleinen Kämmerchen an ihrem Tisch. Da lagen Bücher und Papiere herum, und sie schrieb, übersehte englische Erzählungen, mit denen sie manches Geld für die Kinderchar zuwendete. Seine Kinder brachten viel mehr warme Höschen, Röcke und Jacken als alle anderen. So mußte man ihre Körper heizen, damit sie es hier aushielten. „Ach will gerade noch diese Geschichten zu Ende führen,“ sagte Dorothea. „Die Freude treibt mich, wenn das wahr ist, daß dies unser letzter Winter da wäre.“ Und während sie schrieb, streckte sich der Lehrer auf einem Stuhle aus, gar nicht so gemessen wie sonst, sondern mit dem Bewußtsein, daß er keine langen Glieder rührte, wie es ihm gefiel. Und dann betrachtete er seine Frau. Ihr Gesicht war schon viel zu fein geworden, es verschwand bald unter dem dichten Haare, das sie nur so herinjog, um die Wärme zu fühlen. Er hätte jetzt hinausfliehen mögen, obwohl er sonst keinen Gefallen an Dorothea hatte. Er sah die grinsenden Gesichter des Schlächters, des Malzbauern. Stille Mut begann in ihm zu brodeln. De hörte er draußen die Magd mit einem Wanne reden. Als er in sein Zimmer zurückging, stand Walter Kempf drin. Dieser Mann war ein Sohn des Dorfes, und er blieb aus Anhänglichkeit in diesem Nest, obwohl ihm sonst nichts mit den Einwohnern verband. Er war ein Schriftsteller und lebte vom Umsturz, wie die Leute hier sagten. Mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde hatte er eine einfindlerische Gütte auf dem Berg bewohnt, aber der letzte Sturm hatte dieses Häuschen ins Tal heruntergeweht. Als Walter Kempf einmal auf den Schneeschuhen nach Hause kam fand er sein Heim nicht mehr. Frau und Kind waren unbeschädigt im „Sternen“ untergebracht worden.

Dieser Mann suchte jetzt ein neues Heim, und man hatte ihm gelagt, daß er das Wochhaus haben könne. Die Männer begrüßten sich, sie hatten sich eine Zeitlang nur vom Sehen gefannt. Und als Kempf erzählte, daß er eine geeignete Gütte für sich suche, plakte der Lehrer heraus: „Dann sind Sie hier schlecht beraten. Haben Sie außen die feuchte Wand gesehen? Wenn das auch aussieht wie Ruwendruff, so ist es doch kein Schmutz, sondern ein Unglück für eine Menschenwohnstatt.“

„D, o,“ meinte Kempf bedauernd. „Man trägt mir dieses Haus an und knüpft die Bedingung daran: wenn ich es nähme, daß Sie dann erst heraus können.“ Frau Döhler kam zur Türe herein. „Mein unvorsichtiger Mann,“ sagte sie traurig zu Kempf, „hat uns nun schon um die frohe Aussicht gebracht, aber wir sind wenigstens ehrlich gewesen.“

bert wird, wenn ihr in allen Dingen, die das Arbeitsverhältnis angehen, solidarisch seid, das heißt, wenn ihr euren Kollegen und Kolleginnen bei Robforderungen, bei Sammlungen für Streiks und Ausperrungen oder für darbedende Kollegen beisteht und euer Scherlein gebet — auf daß auch euch geholfen werde, wenn es notwendig werden sollte —, dann wird sich die Achtung für euch erhöhen. Man wird euch dann nicht nur als gute, pflichtbewußte Kolleginnen sondern auch als wadere Mädchen betrachten, die sich in ihrer Ehre nicht nahetretten, in ihrem Schamgefühl nicht verletzen lassen.

Fürchtet nicht, euch als eine Ausnahme lächerlich zu machen. Wenn alle, die dieses Büchlein lesen, danach handeln, wenn ihr es allen bekannten Mädchen zum Lesen gebt, dann wird es bald keine Ausnahmen geben, sondern viele, viele Mädchen mit neuen Anschauungen werden dazu beitragen, daß die Achtung vor ihrem Geschlecht eine höhere werde.

Liebe Mädchen! Nicht wahr, ihr wollt es alle gut haben in der Welt, daß es auch für die, die arbeiten, schön sei, daß auch ihnen Freuden bereitet werden, und nicht nur Sorgen. Man wohl. Das ist möglich; eine neue Zeit soll kommen, in der auch die Mädchen aus dem Volke mehr lernen können als heute, eine Zeit, in der auch ihnen eine Erziehung werden soll, nicht nur zur harten, täglichen Arbeit, sondern zum Erkennen und Genießen des vollen Menschentums. Eure Sonntagsbluse soll nicht ein Wert der nächtlichen Arbeit sein, sie soll nicht abgepart sein von der täglichen Nahrung, sondern sie soll der selbstverständliche Lohn eures Fleißes, eurer nützlichen Tätigkeit sein. Diese neue Zeit braucht aber neue Menschen, die sie vorbereiten. Ihr nun sollt solche neue Menschen, bessere Menschen werden.

## Weibliche Erwerbstätige im Handelsgewerbe.

Der wirtschaftliche Aufschwung, der seit Bestehen des geeinigten Deutschen Reiches festgestellt werden muß, hat natürlich ganz besonders eine Belebung des Handelsgewerbes zur Folge gehabt, die zum Ausdruck kommt in den Zahlen der im Handelsgewerbe tätigen Personen. Noch 1883 waren in dieser Berufsabteilung kaum etwas über 1 1/2 Millionen erwerbstätig, 1907 aber wurden bereits nahezu 3 1/2 Millionen gezählt. Prozentual ist die Erwerbstätigkeitsziffer in keinem anderen Berufe so in die Höhe gegangen, als im Handelsgewerbe. Selbstverständlich ist auch der Anteil der Frauenarbeit hier ein bedeutender und seine Steigerung prozentual noch einmal so hoch als die Zunahme der insgesamt Erwerbstätigen ausmacht. Betrug diese 121,5 Proz., so die der weiblichen Personen allein 212,4 Proz. Die absolute Zahl stieg von rund 298 000 im Jahre 1882 auf 931 000 im Jahre 1907. Nahezu den achten Teil aller weiblichen Erwerbstätigen beschäftigt also das Handelsgewerbe.

Zu diesem zählt auch der Haujerhandel und das Gast- und Schankwirtsgerwe. Daher ist es verständlich, daß die Ziffer der weiblichen Selbstständigen hier erheblich in die Höhe gegangen ist, um rund 96 000 Personen, während sie in der Landwirtschaft, bei höherer Beschäftigungsziffer, nur um 50 000 gestiegen und in der Industrie sogar um über 100 000 zurückgegangen ist. Daneben aber zeigt die Zahl der beschäftigten weiblichen Personen im Handelsgewerbe auch den Vorrang des Großbetriebs. Deutlich kommt dieser in der seit 1882 erfolgten Zunahme der Beschäftigungsziffer unselbständiger weiblicher Personen zur Geltung. Von 147 538 im Jahre 1882 stieg sie bis 1907 um 865 Proz. auf 684 732. Diese relative Zunahme ist in keinem anderen Berufsweige zu verzeichnen.

Sieheaus erklärt sich vieles. Vor allen Dingen die ungünstigen Gehaltsbedingungen der weiblichen Angestellten des Handelsgewerbes. Bei lang ausgedehnter Arbeitszeit entspricht der Verdienst durchaus nicht den Leistungen, die verlangt werden. Gehälter von mehr als 50 Mk. im Monat sind nicht allgemein üblich und über 70—80 Mk. wird schon seltener bezahlt. Dabei werden in Bezug auf Kleidung an das Geschäfts- und Kontorpersonal größere Anforderungen gestellt, als an die Arbeiterinnen in Fabriken und Werkstätten. In der Großstadt verursacht außerdem die meist in Kontoren und Verkaufsgeschäften übliche geteilte Arbeitszeit mit längerer Mittagspause erhebliche Ausgaben an Fahrgehd, so daß für die eigentliche Körperpflege nicht viel übrig bleibt.

Auch die sonstigen Anforderungen sind nicht so gering, wie so häufig angenommen wird. Die Arbeit in Verkaufsgeschäften und Kontoren ist durchaus keine leichte. Meist sind hier die jungen Mädchen als Maschinenschreiberinnen, Stenotypistinnen usw. tätig, von denen die Fortbildungs- und Handelsschulen ständig Tausende in kurzen Kursen für ihren Beruf vorbereiten.

In der Hauptsache handelt es sich also auch im Handelsgewerbe um ungelernete Arbeiterinnen. Es war auch hier der Großbetrieb mit der in ihm bedingten Arbeitsteilung, die diesen Zustand mit sich brachte und die Beschäftigung ungelernerer Arbeitskräfte in größter Zahl erlaubte.

Die starke Veranziehung ungelernerer, und zwar nicht nur weiblicher Arbeitskräfte im Handelsgewerbe hat denn auch das sprichwörtliche Glend der sogenannten Stiebtrogenproletarier mit veranlaßt. Um so mehr muß es immer wieder Verwunderung erregen, daß diese Kreise so schwer den Weg zur Selbsthilfe finden. Noch schwieriger als die Arbeiterinnen in der Industrie sind die Angestellten des Handelsgewerbes zu organisieren, und ganz besonders die weiblichen. Hier tritt als besonders erschwerendes Moment noch hinzu, daß diese nicht nur aus der Arbeiterklasse hervorgehen, sondern zum erheblichen Teil Töchter kleiner Beamten, Kaufleute, Handwerker usw. sind. Der Verband der Bureauangestellten hat kürzlich für Berlin festgestellt, daß die letzteren über zwei Drittel aller weiblichen Angestellten ausmachen, bei denen Feststellungen möglich waren. Der Beruf als Maschinenschreiberin, Verkäuferin, Kontoristin usw. gilt eben immer noch als „ein etwas besserer“. Dies allein genügt, um alles Unangenehme der Stellungen mit in Kauf zu nehmen.

Die gewerkschaftlichen Organisationen des Handelsgewerbes haben also mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wollen sie die Vereinigungen der Angestellten zu Institutionen ausbauen, die den Mitgliedern in allen Lebenslagen eine Stütze sein können.

## Kleine Nachrichten.

**Bolognas gelehrte Frauen.** Die alte italienische Univeritätsstadt Bologna, die die älteste Universität Europas besitzt, darf auch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine Frau zum erstenmale mit dem Dokortitel beehrt zu haben. Dieser erste weibliche Doktor hieß Betisia Gozzadini und war 1209 geboren. Betisia war Rechtsgelehrte. Die Rechtsgelehrsamkeit stand in Bologna in so hohem Ansehen, daß z. B. Kaiser Barbarossa seine Ansprüche auf Italien vom Rechtspruch der berühmtesten vier Rechtsgelehrten von Bologna abhängig machte. Auch sonst gab es bis in die neue Zeit hinein in Bologna gelehrte Frauen. Da lebten, wie Dr. Frida Jhal in einer Abhandlung „Gelehrte Frauen“ in Nr. 2 der illustrierten Familienzeitschrift „Ueber Land und Meer“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) berichtet, im vierzehnten Jahrhundert die Schwestern Novella und Bettina d'Andrea Calderini, die so gelehrt waren, daß die eine von ihnen an Stelle ihres Vaters Vorlesungen hielt. Von ihr wird erzählt, sie sei so schön gewesen, daß sie ihre Vorlesungen hinter einem dichten Schleier hielt, damit die Studenten nicht durch den Anblick ihrer Schönheit von der Wissenschaft abgelenkt würden. Eine andere berühmte Pandekten-Gelehrte war Accursia, die Tochter des Professors Accursius, die ebenfalls als Stellvertreterin ihres Vaters öffentliche Vorlesungen gehalten hat. Besonders reich an gelehrten Frauen war Bologna im achtzehnten Jahrhundert. Die Reihe beginnt mit Laura Bassi Veratti, die so gründliche Kenntnisse in der Jurisprudenz und Philosophie erlangte, daß die philosophische Fakultät der Bologneser Univerität sie zum Doktor promovierte. Ihre öffentliche Promotion im Mai 1735, die mit viel Pomp stattfand, wurde zum wahren Fest für Bolognas Frauen. Laura Bassi genoß außerdem auch den Ruhm seltener weiblicher Anmut und Herzengüte; sie war zudem verheiratet und hatte 12 Kinder, die sie bestens erzog. Als sie starb, wurde sie von allen Frauen Italiens betrauert und in der Kirche Del Corpus Domini beigesetzt, und ihr dort auch ein Denkmal errichtet. Laura Bassi fand in ihrer Heimat mehrere Nachfolgerinnen. Fast um dieselbe Zeit bekleidete in Bologna eine Frau (Anna Moranda Mangolini) eine Professur für Anatomie; eine andere (Maria dalle Donne) hatte einen Lehrstuhl für Geburtshilfe inne.

Uebrigens begegneten in der Gelehrtenwelt Europas die gelehrten Frauen Bolognas sehr geteilten Sympathien und besonders in Deutschland bezeichnete man z. B. die Promotion Laura Bassis als zu weitgehend.

**Berliner Humor.** Ein Leser erzählt der „Tägl. Rundschau“ folgendes selbsterlebte Beispiel sprechathemischen Wites:

Vor der Tür einer Kellertreppel in der Chausseestraße hielt der mit einem Hund bespannte kleine Wagen eines Grünframhändlers. Während dieser noch in der Kneipe ist, bemerkte ein herankommender Schusterjunge, daß der Hund mit dem Wagen auf und davon geht. Eiligst kürzt er an die Tür der Kneipe, stößt sie auf und ruft: „Männchen, Ihr Geschäfts-führer geht Ihnen durch!“

Kempf tröstete die Frau, die demode in Tränen ausbrach. „Liebe Frau, ich ziehe zwar nicht in die Hütte, aber Sie sollen auch nicht drin bleiben. Dafür Sorge ich. Die Gemeinde hat sich schon viele Stücklein geleistet; die Leute kaufe ich mir einmal.“

„Wenn Sie das könnten,“ sagte der Lehrer. „Als unabhängiger Mensch. Ich lasse mich nicht verfehlen, aber nur nicht hier drin bleiben.“

„Verlassen,“ meinte Kempf, „das ist nicht nötig, es soll auch kein anderer Lehrer mehr hier wohnen, überhaupt niemand.“

Herr und Frau Ohlschert dankten ihm, wenn er etwas für sie tun wolle. Dann erzählten sie einander von ihrer Heimat, von den Schneegründen, die Lehrersfrau schilberte die Wälder, die bei ihr zu Hause wie Zirkeln das Tal durchzogen, in tausend schlanken, stolzen Stämmen. Und wie der Sturm sie schüttelte, wie sie sich trotzig zur Erde neigten, aber nicht brachen. Die grünen Matten umspielten wie Seen das Gehölz, es wäre ein richtiges Fluten der Gräserspitzen in der Sonne. Und über diese Fluren jagten die Rebe erschreckt in langen Bügen. Dann sprach Kempf von seiner Heimat, von den Bergen und knorrigen Fingeln. Die Bäume und Sträucher seien alle in den Knieen geknickt, die Stämme bückten sich vor den Winden, die unsanft einmal von hier und dort herwehten. Aber wenn sie auch in die Breite wüchsen, so streckten sie sich doch immer wieder in die Höhe und sahen recht plump, aber drohlig und sicher in die Welt. Sie wären gemüßigam und wurzelten sich schon in den Rissen der Steine an, wenn dort eine Sandvol Erde lag.

„Wie wenig genießen wir davon,“ sagte der Lehrer. „Wahrlich, man könnte meinen, man hätte sich da der Sonne und aller Freude an der Natur entwöhnt.“

Nun lud sie der Lehrer ein, er wolle sie im Frühjahr mit seiner Heimat vertraut machen. Dann kamen die Kinder herein, um den Eltern „Gute Nacht“ zu sagen. Walter Kempf spielte und plauderte mit ihnen, daß sie ihn jubelnd vor's Haus begleiteten.

In wenigen Wochen hatte Kempf bei der Gemeinde durchgesetzt, daß niemand das Waschhaus mehr bewohnen dürfe. Er sagte, das wäre eine Schande für die Gemeinde. Dort sei eine Feuchtigkeit, daß man sich nur wundern könne, daß nicht alle schon die Schwindjucht hätten. Der Bäcker lachte bei seinen Worten auf. „Ich war froh, wenn ich statt in meiner heißen Badstube im Waschhaus wohnen könnte.“ „Dann ist die Frage gelöst,“ erklärte Kempf. „Ziehen Sie hinein.“ Nach längerem Streitereien waren die Leute so in die Enge getrieben, daß sie es aufgeben mußten, das Waschhaus für eine menschenwürdige Wohnung zu halten. Der Lehrer brauchte nicht zu warten, er durfte gleich ausziehen.

Aber die Bürger vergaßen es ihm nicht, daß sie ihren Eigensinn hatten lassen müssen und außerdem noch Schäden erlitten. Als sich die Familien des Umstürzlers und des Lehrers in Freundschaft zusammenfanden, war man sich einig, daß er aus dem Orte entfernt werden müsse. Ein Tag sah sich der Lehrer Ohlschert ohne Heim, ohne Stellung; sein Weggang sah außerdem einer Maßregelung ähnlich. Walter Kempf hatte auch hier vorgeföhrt. Die hatte Beziehungen zu einem Landerziehungsheim und brachte dort den Freund unter. Die warmen Hütten der Familien standen in einer geschützten Buchtung. Die Lehrersfamilie bevölkerte am Abend den Kachelofen. Die Dank lief um die ganze Erde herum; sie konnten sich auf ihr in ihre Bücher oder in die Handarbeiten einlassen, wie es ihnen gefiel. Frau Ohlschert trug längst kein Tuch mehr um die Schultern. Sie konnte jetzt alles hören und ertragen. Der Lehrer streckte sich in die Höhe, wie er es nie zuvor gemagt hatte. Sein Freund Kempf aber machte die Beobachtung, daß jener verderbliche revolutionäre Keim, der in dem feuchten Loch entstanden war, in der Kachelofenede nicht vertrocknete, sondern gerade in dem warmen Nest alle Bedingungen hatte, zu wachsen, stark, männlich und tatkräftig zu werden. Speranza.

### Das Pollardsystem.

In einigen kleineren Bundesstaaten, zuerst in Braunschweig, wurde probeweise das Pollardsystem eingeführt.

Vorausgegangen sind Lippe und Hessen. Nach diesem System, so genannt nach dem amerikanischen Polizeirichter Pollard, wird bei erstmaligen leichten Gesetzesübertretungen, wie sie oft nach Alkoholegessen stattfinden, ein Strafaußschuß gestattet, wenn der insolge eines Vergehens Verurteilte sich ehrenwärtlich und schriftlich verpflichtet, während eines größeren Zeitraums (meistens ein Jahr) sich des Alkohols tunlichst zu enthalten. Die Kontrolle über die sich dem Pollardsystem unterwerfenden Verurteilten soll durch besondere Fürsorgebeamte (keine Polizei!) ausgeübt werden. Bei guter Führung während der in Betracht kommenden Zeit tritt, sobald diese verfließen, Kassierung des Urteils und Streichung der Strafschuldung aus den Strafregistern ein, andererseits findet aber bei Bruch des Versprechens sofortiger Vollzug des Urteils statt.

In Braunschweig war für die Stellungnahme zu dem Pollardsystem der Umstand bestimmend, daß sich hier die alkoholgegnerrischen Vereine des Landes zu einem Verbande zusammengeschlossen und ihre fürsorgeamtliche Unterstützung bei den Verurteilten zugesagt haben. Auf diesem Wege wird der Justiz das üble Zeichen einer Rachegeötin genommen und es wird ihr die ehrenröhere Bezeichnung einer Erzieherin zuteil.

Offentlich schließt sich Baden dem Kleeblatt der im Rechtswesen fortgeschrittenen: oben genannten Staaten bald an. Für das übrige Preußen-Deutschland wird es wohl noch geraume Weile dauern, bis derartige Fortschritte zu verzeichnen sind.

### Allerlei.

Kann ein Geköpfter noch denken? Um die Empfindungen eines dem Tode Verfallenen vor und nach der Enthauptung kennen zu lernen, ließ sich der bekannte belgische Maler Wiertz, der Stifter des Wiertz-Museums in Brüssel, einmal zehn Minuten vor einer Hinrichtung in unmittelbarer Nähe des Schauplatzes in hypnotischen Schlaf bringen, um sich mit dem Delinquenten durch Suggestion zu identifizieren. Er empfand zunächst eine dunkle unendliche Bedrückung, und zitterte und zuckte tonuslos zusammen, als der tödliche Streich fiel, welcher ihm wie ein Blitz mit darauffolgendem Donner erschien. Auf Befragen des Experimentierenden sagte er, daß der gefallene Kopf noch denke und fühle und daß er die Umgebenden sehe und entsprechende Qualen litte, daß sein einziger Wunsch nur Bewußtlosigkeit sei. „O, gib mir den Tod!“ rief der Hypnotisierte nach mehr als zwei Minuten nach der Exekution noch aus. Nach drei Minuten trat nach seiner Aussage der Tod ein. Wiertz verfiel nach diesem schrecklichen Experiment in eine gefährliche Krankheit. Nach seiner Genesung malte er ein Bild „Gedanken und Visionen eines vom Numpfe getrennten Hauptes“, das noch heute in dem Brüsseler Wiertz-Museum zu sehen ist und das ein riesiges Labyrinth zuckender und blutender Menschenleiber und teuflischer Gestalten darstellt. Emillio Rabaley veröffentlicht in einer Biographie des 1865 verstorbenen Künstlers den stenographischen Wortlaut der bei diesem Experiment vorgelegten Fragen nebst den zugehörigen Antworten. Der Verfasser hält jeden Zweifel daran ausgeschlossen, daß der Kopf eines Enthaupteten drei Minuten lang nach der Exekution noch zu denken und zu leiden vermag. Es sind auch noch andere Versuche gemacht worden, ob Gehängte oder Geköpftete noch denken können. Bei Gehängten haben die Versuche, denen natürlich keinerlei wissenschaftlicher Wert beizumessen ist, angeblich zu der Feststellung geführt, daß hier sofort beim Eintritt des Todes auch alles Bewußtsein und alle Denkmöglichkeiten geschwunden sind. Der bekannte Alchimist Marcus d'Argennes hat in längeren Studien das angebliche Seelenleben der Geköpften verfolgt und darüber zahlreiche Schriften hinterlassen. Er kommt gleichfalls zu dem Schluß, daß der Geköpftete noch einen gewissen Grad von Denkfähigkeit besitzt. Allerdings erklärt er, daß es sich dabei nicht um ein klares Bewußtsein, sondern um ein dunkles triebmäßiges Gefühl handle, das vielleicht rein mechanisch von den Nerven, denen eben der Lebensfaden abgeschnitten ist, ausgelöst werde. Es ist ungefähr dasselbe, wie das Fahren der Glieder bei geschlachteten Tieren. Auch hier handelt es sich nicht mehr um Äußerungen eines Lebensrestes, sondern ausschließlich um gewisse Reflexbewegungen, denen ein tatsächliches Bewußtsein oder ein gewisser Wille nicht zugrunde liegt. Er kommt daraus zu dem endgültigen Schluß, daß diese Vorgänge, die vielleicht eine Ähnlichkeit mit Gedanken haben, doch mit dem Denken eines lebenden Menschen nicht identisch sind. Die moderne Wissenschaft bestätigt gerade diese letzten Äußerungen.

Ein Kulturdokument. Im Inseratenteil des „Berliner Lokalanzeigers“ finden wir folgende kleine Anzeige: **Scharfrichter Kraus.** Nichtblod nebst Altst über 2 darauf vollg. Hinricht. Weil, 2 Füsse. mit Kette, Photo v. Kraus f. Schausteller u. Wirte geeignet, auf. f. 85 M. 3. vert. G. Voss, Grünberg, Schf.

Von der Höhe preußisch-deutscher Kulturgenussung legt dieses Verkaufsangebot ein eigenartiges Zeugnis ab. 85 Mf. für einen Kolzfloh, auf dem zwei Menschen geschachtet werden sind, Füße, Kette und das Bild des Henkers als Utensilien für Aneipen und Schaubuden! Die Anhänger der Todesstrafe sollte doch wohl ein Graufen beschleichen angehts der Gesellschaft, in die sie da geraten.

Wie schön ist so ein Hundeleben. Mancher Arbeiter hat wohl schon in verständlicher Verbitterung gemeint, daß sein Leben ein wahres Hundeleben sei. Und doch gibt es in der besten aller Welten Hunde, die mit der Lebenshaltung unserer Proletarier nicht tauschen würden. Denn das Leben aller Proletarier ist tausendmal schlechter als das der Hunde, denen am Freitag die amerikanische Millionärin A. F. Holland ein — pardon — Festessen gab. Zu Ehren ihres Kellner Gündchens gab diese moderne Eva im Memhorter Vandenbühl-Sotel ein Bankett, zu dem acht Kellner Gündchen mit ihren Herrinnen Einladungen erhalten hatten. Die Tafel war nach chinesischer Art ausgeschmückt und eine chinesische Kapelle spielte seltsame Weisen auf. Neben jeder Dame sah ein Gündchen an der Tafel, dem auf silbernen Schüsseln allerlei Leckerbissen, die der Hundeseele teuer sind, serviert wurden. Von gebratenen Hühnern wurden ihnen nur die zarten Brüste aufgeschnitten. Jeder Hund erhielt als Andenken ein silbernes Halsband, auf dem sein Name eingraviert war. — Die Leberreize des Hundemahles aber werden wahrscheinlich von Arbeitslosen, Frauen und Kindern aus den Misfallonen des Hotels herausgeschickt worden sein, um als hochwillkommener Leckerbissen verzehrt zu werden. Eine wirklich gerechte Weltordnung!

Julian Vordhardt und — M. Porcius Cato. Genosse Vordhardt kann sich für das Mißgeschick, das ihm im preußischen Abgeordnetenhaus widerfuhr, mit dem Gedanken trösten, daß er einen berühmten Leidensgefährten in der Person des jüngeren Cato besitz. Im April des Jahres 59 v. Chr. wurde dieser in einer denkwürdigen Senatsitzung auf Befehl des Prääsidenten durch Polizeigewalt aus dem Sitzungssaale entfernt. Man kann sich überhaupt das parlamentarische Leben der späteren römischen Republik gar nicht modern genug denken. Bei dem heftigen Parteikampf, der in jenen Jahrzehnten zwischen den konservativen, den Optimaten, und der Volkspartei, den Popularen, geführt wurde, begreiflich, daß man auch zur Anwendung der Obstruktion im Senat schritt. Zunächst existierte zwar eine Redefreiheit in unserem Sinne nicht, der Vorsitzende forderte vielmehr in einer bestimmten Reihenfolge alle Senatoren auf, sich zur Tagesordnung zu äußern. Natürlich sprachen in der Regel nur die Parteiführer. Wenn nun ein Senator aufgefordert war, konnte er so lange reden, wie er wollte, und dabei jedes beliebige politische Thema ansprechen. Der Vorsitzende hatte nicht das Recht, ihn zur Sache zu rufen oder zum Schluß zu nötigen. Sodann bestand der Grundsatz, daß keine Senatsitzung länger als bis zum Sonnenuntergang dauern dürfe. Bei dieser Rechtslage brauchte ein obstruierender Senator nur eine Dauerrede bis zu dieser Tageszeit zu halten, und jeder Reichsfluß war unmöglich. Im Jahre 72 v. Chr. wurde zum erstenmal diese Verdrückungstatistik im römischen Senat angewandt. Aus den folgenden 20 Jahren sind uns noch 10 weitere Fälle von Obstruktion überliefert. Der größte Meister in dieser Kunst war aber der jüngere Cato, der Vorkämpfer der römischer Junker. Zahlreilang stand man der Obstruktion völlig wehrlos gegenüber, bis der römische Senat einen Vorsitzenden erhielt, der sich von irgendeinem Hindernis nicht abschrecken ließ. Es war C. Julius Cäsar. Im Jahre 59 verwaltete er das Konsulat, die Präsidenschaft der römischen Republik. Er plante eine großzügige Agrarreform. Die Vorlage wurde von den Optimaten aufs heftigste bekämpft, und Cato beschloß, sie auf die übliche Weise totzureden. Da kam Cäsar auf folgenden Ausweg. Nach römischem Recht konnten die höchsten, aewählten Würdenträger des Staates von jedem Bürger unbedingten Gehorsam verlangen. Sie wurden deshalb stets von einigen Polizeidienern, den Victoren, begleitet. Als nun in jener Senatsitzung Cato trotz aller Mahnungen des Vorsitzenden immer weiter redete, stellte Cäsar fest, daß ein Widerstand gegen die in ihm verdrückte Staatsgenalt vorliege, und befahl den Victoren, Cato auf der Stelle zu verhaften und ins Gefängnis abzuführen. Als aber die Beamten sich anstreckten, Cato aus dem Saale zu bringen, erhoben sich sämtliche konservative Senatoren und erklärten, sie würden Cato ins Gefängnis begleiten. Als Cäsar die Herren zum Abreisen aufforderte, da er die Sitzung

noch nicht geschlossen habe, rief ihm ein Mitglied der Opposition zu: „Ich will lieber mit Cato ins Gefängnis, als mit dir im Senat sitzen!“ Es blieb Cäsar nichts übrig, wenn er einen ungeheuren Skandal vermeiden wollte, als den Befehl wieder zurückzunehmen. Catos Obstruktion war aber gebracht.

Experimente an einem Fingerdichten. In der kürzlich im Gefängnis in Mülhausen erfolgten Enthauptung des Raubmörders Adolf hatten sich auch Professoren der Straßburger medizinischen Fakultät eingefunden, um sofort nach der Hinrichtung wissenschaftliche Untersuchungen mit einzelnen Körperteilen vorzunehmen. Diese Untersuchungen sind von großem Wert für die Medizin, weil sie unmittelbar nach dem erfolgten Tode vorgenommen werden können, während die Sektion bei den üblichen Leichen laut den gesetzlichen Bestimmungen erst 24 Stunden nach dem Ableben erfolgen darf. Die Leichensöffnung nahm Professor Dr. Weidenreich vor, der sich besonders für das Herz und den Magen des Fingerdichteten interessierte, während seine Kollegen und der hiesige Augenarzt Dr. Kapanner besondere Experimente mit dem Gehirn und den Augen des Enthaupteten vornahmen. Der Delinquent hatte den Wunsch geäußert, daß sein Leichnam der Erde übergeben werde. Als Sentermahlgabe hatte er, dem Vernehmen nach, eine Schachtel Sardinien gewünscht.

### Für unsere Frauen.

#### Mädchen und Mann.\*)

Das Mädchen aus dem Volke empfängt in seiner Jugend nicht die Erziehung, wie sie Mädchen aus wohlhabenden Kreisen zuteil wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Erziehung der reichen Mädchen ein Vorbild bedeutet. Oft ist es nur äußerer Anstrich, was wie Bildung aussieht, Herz und Geist aber sind in Wahrheit ungepflegt. Das reiche Mädchen hat dennoch viel voraus. Bis ins heiratfähige Alter wird es behütet und bewacht. Man begleitet es in die Schule, in das Theater und zum Tanz. Selbst bei Spiel und Sport ist die Erzieherin zugegen, um jedes Wort zu überwachen. Arbeiterstöchter sind sich selbst überlassen. Schullos gehen sie zur Schule und wieder heim, schullos und unbeschützt treten sie in der Beruf. Mädchen der Arbeit geben ihrer Beschäftigung nach und überall, sei es im Laden oder sei es im Kontor, im Salon oder im Fabrikssaal, überall kommen sie mit Männern zusammen, sei es mit den Chefs, mit dem Angestellten oder mit den Arbeitskollegen. Die Männer aber sehen in dem Mädchen, und sei es noch so jung, selten die Arbeiterin oder Kollegin allein; sie reden mit dem Mädchen anders als mit den Kollegen. Manches Wort dringt an ihre Ohren, das ihnen im Anfang, wenn sie es zuerst vernehmen, die Schamröte in die Wangen treibt. Sie werden verlegen, schlagen die Augen nieder, versuchen abzuwehren, und man lacht sie aus. Die Männer ergötzen sich an dieser Verwirrung, und die älteren Arbeiterinnen, denen es auch einst so ergangen, die aber jetzt abgehärtet sind, lachen. Sie meinen, so wie es ihnen ergangen ist, muß es jeder ergeben.

Das muß aber nicht so sein, und an euch, an die jungen Mädchen von heute, wende ich mich, um euch aufzufordern, um euch in eurem Interesse zu bitten, dem entgegenzutreten. Wenn eure Vorgesetzten euch verlegen durch ungeziemende Reden, die ihr gewöhnlich noch gar nicht versteht, von denen ihr nur fühlt, daß sie unpassend sind, so lehnt euch auf. Sei dir stolz, laßt nicht! Gar bald werden die Herren sich sagen: Na, mit der ist's nichts, die versteht keinen Spaß. Ganz recht, versteht sie auch nicht von den Arbeitskollegen und gemein find, nicht! Versteht sie auch nicht von den Arbeitskollegen, behandelt sie so wie die Vorgesetzten, wenn sie in euch nur ein Spielzeug für ihre Späße erblicken wollen. Alle, die Vorgesetzten und die Kollegen, werden gar bald merken, daß man in euch gefestigte Mädchen zu achten habe, die höher stehen, als man bisher von Arbeitermädchen angenommen hat. Mag man euch stolz, prübe, sad nennen, diese Eigenschaften sind in diesem Falle eine Ehre. Wenn ihr sonst eure Pflicht als Arbeiterinnen tut, wenn ihr treue, hilfsbereite Kolleginnen seid, wo und wann dies erfor-

\*) Obige Mahnung an unsere jungen Mädchen ist dem 6. Heft der in der Wiener Volksbuchhandlung erscheinenden Sammlung „Die junge Welt“ entnommen. Die Verfasserin ist die Genossin Adelheid Ropp. Sie nennt das Mädchen ein Mädchenbuch. Sie will die junge Arbeiterin mit Lebensfreude und Mut erfüllen, ihnen den Weg weisen zu einer edlen, freien und schöneren Lebensführung. Dabei ist sie gar nicht schulmeisterlich, sondern voll Anregung und Lebenswürdigkeit. Das Büchlein, das nur 20 Kf. kostet, sollte keiner jungen Arbeiterin fehlen.